

Quelle

Datum

Die Einsamkeit der Rita M.

E586I16

In der Bundesrepublik leben 14 Millionen Menschen allein — wenige freiwillig. Die 57jährige Rita M. ist eine von ihnen. Schon mit 25 Jahren hatte sie erreicht, was andere für einen Traumjob halten — sie war Chefsekretärin. Seitdem war sie nur für ihren Beruf und den Chef da — und versäumte dabei ihr Leben. Ihre Isolation empfindet sie wie eine unsichtbare Krankheit

Ein Bericht von Paula Almqvist

Daß mit ihrem Leben etwas nicht stimmte, merkte Rita M. an einem Freitagabend, als sie sehr erschöpft von einer Aufsichtsratsitzung nach Hause kam: In ihrem Zwei-Zimmer-Appartement funktionierte das Licht nicht. Auch der Boiler im Badezimmer gab das ersehnte warme Wasser nicht her. Die Elektrizitätswerke hatten der Chefsekretärin den Strom gesperrt.

Rita M. war damals ganz oben. Sie hatte die Spitzenposition ihres Berufsstands erreicht. Sie war, scheinbar mühelos, an allen Mitbewerberinnen vorbeigezogen. Weil sie für ihren Chef nicht nur tadellose Protokolle aufnahm und — wenn's eilig war — bis in die Nachtstunden hinein abtippte. Sie war darüber hinaus sein Gedächtnis und sein Gewissen, Wächter

seiner Gesundheit und seiner Kontobewegungen. Sie vereinbarte seine Zahnarzttermine und zahlte drei Monate später die Rechnung für die Jacket-

kronc oben links. Sie erinnerte ihn weisungsgemäß an das Kindergartenfest seines Sohnes und den Umschuldungstermin für die Hypotheken seines Reihenhauses. Sie wischte jeden Morgen seine Schreibtischplatte noch einmal blank, nachdem die Putzfrau gegangen war. Diese hatte die unprofessionelle Gewohnheit, erst abzustauben und dann die Solnhofen Platten des Chefbüros zu kehren. Dabei wurden erneut ein paar Stäubchen aufgewirbelt, aber alle Beschwerden der Chefsekretärin stießen bei der Frau mit dem Mop auf taube Ohren.

Rita M. vergaß nichts, was dem Wohlbefinden ihres Chefs dienlich war: weder die Extraportion Senf, wenn er sie zum Brötchenholen in die Kantine schickte, noch seine Abneigung gegen den Abteilungsleiter P., der nach Menschenmöglichkeit abgewimmelt werden mußte. Irgendwann vergaß sie darüber sich selbst. Vergaß zum Beispiel, trotz aller Mahnungen, ihre eigene Rechnung für das Elektrizitätswerk zu zahlen. Das Wochenende, als der Strom abgestellt wurde, war kurz vor ihrem 40. Geburtstag.

Am folgenden Montagmorgen um neun hat der Chef so freundlich desinteressiert wie immer gefragt, ob Rita M. ein schönes Wochenende gehabt hatte. „Fabelhaft“, hat sie geantwortet, wie immer. Von den dunklen Abenden, den kalten Duschen, dem Telefon, das nicht ein einziges Mal geklingelt hatte, von den viel zu vielen Zigaretten auf dem Sofabett

hat sie nichts erzählt.

Die Zigarette, sagt Rita M. — seit einer Nikotinvergiftung raucht sie nicht mehr —, habe sie als Gesellschaft gebraucht. Die Rauchwolken in der Bude, der glimmende Funke zwischen den Fingern waren besser als gar kein Leben. Zuvor hatte sie es mit zwei Wellensittichen ver-

»Alleinsein kann man riechen. Aber wer gibt es schon zu, allein zu sein. Ich selber ja auch nicht«

sucht, denen sie das Sprechen beibringen wollte. Aber die Vögel mochten nicht. Sie gingen ein, genau wie die Schildkröte vor ihnen. Obwohl sie die einmal sogar in den Urlaub mitgenommen hatte.

Der lebhaft driftende Qualm der 50 Marlboros am freien Tag bekam Aufwind durch die Zugluft, für die Rita M. schuld- bewusst stets sorgte. Schließlich sollten die Gardinen nicht den Giß kriegen, falls doch noch jemand käme.

Für gewöhnlich kam keiner. Der letzte war vor vier Jahren gekommen und vor zwei Jahren gegangen. Auf ihren Wunsch. Arzt war er, verheiratet und ungefähr alle 14 Tage zum Schlafen da. Für Rita M., die über Sexualität nicht gern forsch redet, war er „der Rubinstein am Bechstein-Flügel“. Seine familiären Verpflichtungen hat sie ihm immer nachgesehen. Das war von Anfang an so vereinbart. Die kleine Nachtmusik bekam Mißtöne, als er von ihrem Bett aus einen Freund anrief, um sich mit ihm für Sonntag zum Angeln zu verabreden.

Quelle

Datum

Das Wochenende war der wunde Punkt in ihrem Leben.

Seltsamerweise begann es immer mit Euphorie. Sie deckte ihre Schreibmaschine zu, kontrollierte noch einmal den Wasserstand der hydrokultivierten Büropflanzen und malte sich tausend Möglichkeiten aus, was mit den zwei freien Tagen anzufangen wäre. Schwimmen, Kino, Theater, ins Restaurant oder selber was Interessantes kochen, Konzertmatinee oder Autoausflug, Stadtbummel, neue Bluse kaufen, Friseur gehen. Alles nahm sich gut aus — am Freitagabend. Sie fühlte sich oft wie ein Ballon, angetrieben von erwartungsvoller Heißluft, wenn sie zum Wochenende ihr Büro verließ. Samstag/Sonntag war in ihrem Terminkalender immer leer, freigehalten für das Unerwartete, das Spontane, das Wunder, für die Lust und die Laune.

Nur ging es mit der Laune seltsamerweise schon bergab, sowie sie ihre Wohnungstür hinter sich zugemacht hatte. Wieder keine Post; von wem auch. Und die Zimmerpflanzen grüntem bei weitem nicht so grün wie die in der Firma, weil sich die ganze Woche über keiner um sie gekümmert hatte. Aus dem bereiften Kühlschranks grüßten zwei Zitronen, eine welcke Gurke, eine Dose Heringshappen in Tomatensauce. Und wieder einmal fühlte Rita M. diese besondere Müdigkeit: Der Übergang von Anspannung zur Entspannung ließ sie wie einen nassen Sack aufs Sofa fallen. Zigaretten her. Jede andere Bewegung war vorerst zu anstrengend. Ins Kino konnte sie schließlich auch noch morgen gehen. Sie hätte sich gern die Mohairdecke bis zum Halse gezogen und mit jemandem geredet, vom Hundertsten ins Tausendste. Jemand, zu dem sie sagen könnte: „Ach, hol mir doch bitte mal meine Hausschuhe.“

„Wenn ich doch bloß spontan wäre“, hat Rita M. sich auf ihrer Couch oft gedacht, „dann führe ich jetzt zum Bahnhof, kaufte einen Blumenstrauß und platzte bei der Buchhalterin herein. Ich würde ihr sagen, daß mir daheim die Decke auf

den Kopf fällt und daß ich noch nicht mal Brot zu Hause habe. Sie würde das verstehen, denn sie ist genauso allein. So was riecht man. Vielleicht würde sie es aber nicht zugeben. Wer gibt es schon zu? Ich selber ja auch nicht. Kann ich mir als Chefsekretärin gar nicht leisten.“

Wie, wann, warum es dazu kommt, daß sich ein Mensch so grenzenlos allein gelassen fühlt, daß er seine Einsamkeit körperlich spürt wie eine Vakuumpumpe um sich herum, das hat sich Rita M. „stundenlang, wochen- oder sogar jahrelang“ gefragt. Sie hat, damals Ende der Dreißig, ihre eigene Drift in die Isolation, ihr Abrutschen von der geselligen Mitmach-Leiter ebenso cool registriert wie die ersten Falten und grauen Haare — und genauso wehrlos. Und so, wie ein Nägelkauer anderen Leuten zuerst auf die Finger sieht, bekam sie einen Blick für die Symptome, die die Verwandlung eines fröhlichen Single in einen einsamen Menschen ankündigen.

Zu diesen untrüglichen Anzeichen gehört die Abwehr.

Wenn wirklich einmal Bekannte anriefen, während Rita M. in ihre Wochenend-Melancholie eingesponnen war, dann reagierte sie meist nicht erleichtert, sondern tat, als sei sie rundum beschäftigt. Machte vage Andeutungen über Verabredungen, sprach davon, noch so viel im Haushalt erledigen zu müssen. Denn das Schlimmste an der aufziehenden Einsamkeit ist die Angst, als einsam zu gelten.

Deshalb hat sich Rita M. manchmal einen Ruck gegeben, um sich und der Umwelt das Gegenteil zu beweisen. Sie zog sich sorgfältig an und fuhr am Samstagabend zu einem Tanzlokal. An der Tür ist sie meistens umgekehrt. Sie sah zwei lachend untergehakte junge Mädchen hineingehen und fühlte sich dieser Konkurrenz nicht gewachsen. Oder sie bildete sich ein, ihr Hunger nach Kontakt sei ihr wie ein obszönes Zeichen auf die Stirn geschrieben. Und sie wußte, hatte

es an Leidensgenossinnen hundertfach beobachtet, daß auch hübsche Frauen mit der niedergehaltenen Panik im Blick und der unfrohen Körpersprache verkrampfter Hoffnungen wie Blei sitzenbleiben.

Einsamkeit, meint Rita M., ist ein Gefühl, das zeitweise alles andere überwuchern kann. Genau wie Verliebtheit. Aber während Verliebte die Gesellschaft anderer Verliebter als Stimmungsverstärker mögen, meiden Einsame einander wie die Pest. Einsamkeit ist sozialer Aussatz, peinlich wie Fußpilz. Und obwohl nachweislich nicht ansteckend, löst der Verdacht auf Einsamkeit beim Gegenüber Berührungängste aus.

Einsamkeit, so hat es Rita M. erfahren, ist wie Liebe, Haß und Trauer ein Seelenzustand, der zu begrenzter Wahrnehmung führt: „Man sieht nur noch das, was man sehen will, oder das, was man fürchtet.“

Rita M. war immer eine gute Sportlerin. Früher ist sie im Winter oft übers Wochenende mit dem Skibus in die Berge gefahren. Das ließ mit den Jahren nach. Sie war unzufrieden mit sich selbst, weil sie's nicht mehr ganz so gut konnte wie vor zehn Jahren. Sie ermüdete jetzt schneller. Saß dann auf der Sonnenterrasse einer Hütte und sah nur noch Paare. Alte, junge, dicke, schicke. Die Piste schien ihr paarweise geordnet zu sein und sie allein ein Störfaktor in dieser Geometrie der Zweiertische, Doppel-Lifte, paarweise aufgestellten Liegestühle und Zweibettzimmer in den Pensionen. Und der Kellner im Glühweinkeller fragte immer so zuvorkommend beim Mantelabnehmen: „Sie warten auf einen Herrn?“ Irgendwann ist sie dann nicht mehr zum Skilaufen gefahren. Der Kraftakt der Selbstbehauptung nach innen und außen kostete zu viel.

Auch mit dem Wandern ging's bergab. Bei blauem Himmel am Samstagmorgen gab es für Rita M. früher kein Halten. Im Frühtau stand sie auf und zog die Bergstiefel an. Später bemerkte sie an sich selbst eine Tendenz zu Ausflüchten. Sie redete sich ein, sie müsse statt

E586I17

2

Quelle	Datum
<p>dessen endlich einmal ihre Fenster putzen. Und falls sie dies bereits am vorangegangenen Wochenende erledigt hatte, mußte vielleicht der Teppichboden shampooiert werden. Und war der fleckenlos, dann stand sie eben am Fenster. 5, 10, 15 Minuten lang. Sie wartete auf das Auftauchen einer kleinen Wolke. Auf den meteorologischen Beweis für den Pessimismus, der ihr Lebensgefährtin geworden war: Es hat ja alles doch keinen Zweck. Es lohnt sich nicht. Niemand wartet irgendwo auf sie. Niemand würde sie vermissen.</p>	<p>Weil doch Humor ist, wenn man trotzdem lacht.</p>
<p>So kam ein Kreislauf von Selbstbestrafung und Selbstmitleid in Schwung. Rita M. konnte im Supermarkt stehen und die ersten Spargel voller Rezeptphantasien begutachten. Und weitergehen mit Wasser im Mund, ohne zu kaufen. Wozu denn? Für wen denn? Zur Ernährung einer einsamen Frau taten's schließlich auch Büchsenbohnen. Beim Anblick einer Kiste frischer Pfifferlinge kam ihr einmal der schwülstige Gedanke: „Ich hab ein Herz voller Liebe, und keiner will's haben.“</p>	<p>Es gab auch immer wieder Männer im Leben von Rita M. Sie ist kein Kind von Prüderie. Sie hat nie zu den Frauen gehört, die eine Belagerung mit Blumen, Briefen und sonstigem Brimborium fordern, ehe sie mit jemandem ins Bett gehen. Eher war es so, daß sie das Brimborium danach vermißte: „Das ist die moderne Form der Einsamkeit. Erst ein Hauch von Nähe und dann gar nichts mehr.“</p>
<h3>Frühwarnsystem gegen »die Heultour« am Wochenende</h3>	<p>Es gab auch einmal eine Abtreibung, die sie im dritten Monat hinter sich brachte. Eine Chefssekretärin mit Kind war damals so unmöglich wie heute.</p>
<p>Im Laufe der Zeit lernte Rita M., solche Aufwallungen zu kontrollieren. Sie entwickelte ein Frühwarnsystem für „die Heultour“. Wenn sie am Sonntagnachmittag merkte, daß selbst das spannendste Buch sie nicht mehr fesseln konnte, daß sie nur noch Zeilen las und keinen Sinn, „weil ganz tief drinnen eine große Traurigkeit wie ein Piepton die Konzentration stört“, dann hat sie sich vorgelesen. Sie wußte aus Erfahrung, daß in dieser Stimmung der zufällige Anblick von zwei händchenhaltenden Rentnern genügte, um alle Schloßen zu öffnen. Eine Liebesgeschichte im Fernsehen hat sie sich zu solchen Zeiten deshalb selber verboten, sich statt dessen das ererbte Wilhelm-Busch-Familienalbum in Leder vorgenommen.</p>	<p>Kellnerinnen, Lehrerinnen, Fabrikarbeiterinnen, Schauspielerinnen können uneheliche Kinder haben. Aber nicht die Frau im kleinen Nadelstreifenkostüm, die Zierde des Vorzimmers, das „lebende Inventar“ der Chefetage. Daß sie ein Kind hätte haben können und nun nicht hat, ist Rita M. erst in den Wechseljahren in den Sinn gekommen. Das erklärt, sagt sie, ihre Vorliebe für die Dichterin Ingeborg Bachmann, die dieses Gefühl poetisch verarbeitet hat.</p>
	<p>Einmal hat sich Rita M. auch an ein Heiratsinstitut gewandt. Mit einem Quentchen Belustigung und einer Prise Minderwertigkeitskomplex hat sie dort angerufen. Sie fühlte sich dabei ganz ähnlich wie zu ihrem 25. Geburtstag. Damals hatte ihr eine verheiratete Cousine ein Halstuch, nett verpackt, überreicht. Mit dem launigen Gratulationskärtchen „Für die alte Schachtel!“</p>
	<p>Durch das Heiratsinstitut lernte Rita M. einen gebildeten, gutaussehenden Mann kennen. Er hätte ihr gefallen können, hat sie noch Jahre später voller Reue gedacht, wenn sie damals einander nur nicht begegnet wären mit dem Verzweiflungsetikett: „Solo! Übriggeblieben! Dringend auf der Suche!“ Da ist sich Rita M. schon beim Zurechtmachen für dieses Rendezvous vorgekommen wie „die Kuh, die zum Bullen geführt</p>
	<p>wird“. Da war sie den ganzen Abend über so nervös und verkrampt wie er auch. Sie trennten sich resigniert. Sie sagte, sie würde ihn vielleicht noch mal anrufen, sie hat den Zettel mit seiner Nummer an einsamen Abenden öfters in der Hand herumgedreht, aber getraut hat sie sich dann doch nicht.</p>
	<h3>Lahme können einander schlecht stützen</h3>
	<p>Mußten es denn Männer sein? Nein, eigentlich nicht. Aber auch die alten Freundinnen kamen mit den Jahren abhanden. Die liebste hatte geheiratet, drei Kinder bekommen und führte einen großen Bungalow im Vorort. Zu den dort stattfindenden Ehepaar-Partys wurde Rita M. gelegentlich eingeladen. Dort traf sie auch andere Sekretärinnen. Aber die waren außerdem die Frau vom HiFi-Händler und vom Immobilienmakler. Rita M. war nur die nette Tante, die den Kindern Schokolade mitbrachte und ihnen Gute-Nacht-Geschichten vorlas, während die anderen schon tanzten. „Ich hatte immer das Gefühl, ich müßte mir das Dabeisein-Dürfen erkaufen.“ Irgendwann hat sich ihr Stolz gegen diese Statistenrolle gesträubt. Zwei-, dreimal hat sie solche Einladungen abgesagt, dann wurde sie auch nicht mehr eingeladen.</p>
	<p>Bleiben die Hobbys. Es ist wahr, sagt Rita M., wenn die Kulturdezernenten der deutschen Mittel- und Großstädte behaupten, heutzutage müsse keiner mehr unter Isolation leiden, es werde für jeden Geschmack und für jede Veranlagung etwas geboten. Die Kursverzeichnisse der Volkshochschulen, die Vereinsregister sind dick wie Telefonbücher, und die Veranstaltungskalender füllen ganze Spalten in den Tageszeitungen. Aber all die Konzerte, botanischen Wanderungen, Handarbeitsklubs und Vorträge, die den Einsamen aus seiner Bude erlösen wollen, setzen doch eine gewisse Kontaktstär-</p>

E 586 I 18

3

ke und Gruppenfähigkeit voraus. Es ist, als würden jährlich mehr Schwimmkurse für Ertrinkende angeboten. Denn beim entscheidenden Schritt — sich überhaupt erst hinzuwagen — hilft einem keiner.

Und hat man sich hingewagt, blickt man im allgemeinen in den ungeliebten Spiegel. Lauter Übriggeliebene. Und Lahme können einander schlecht stützen. Oder man fühlt sich wieder mal als fünftes Rad am Wagen. Rita M. hat ihren Französischkursus für Fortgeschrittene aufgesteckt. Es ging ihr auf die Nerven zu hören: „Warum ist denn Frau X. nicht da? Ach ja, sie hat die Schwiegereltern zu Besuch! Und Frau R. wäscht heute ihre Gardinen; sie hat doch nächste Woche Silberhochzeit. Sind Sie auch eingeladen?“

Der Fluch der Einsamkeit, meint Rita M., beginnt mit der Zulassung dieser Vokabel in den persönlichen Wortschatz. Sie habe in jüngeren Jahren nicht wesentlich anders gelebt als später, aber wohl unbewußt mit dem Prinzip Hoffnung. „Mit der heimlichen Hoffnung, doch noch auf den Zug aufzuspringen.“ Auf den Zug der Zweisamkeit, der Familiengründung. Der Französischkursus war nur so lange toll, wie sie glaubte, Französisch lernen zu wollen. Irgendwann gestand sie sich ein, daß sie in Wahrheit auf der Suche nach Freunden statt auf der Suche nach Fortbildung war. Da kam ihr die Veranstaltung nur noch als „Zeittotschlagen“ vor.

„Der Mensch“, sinniert Rita M., „braucht doch für alles, was er tut, einen Zuschauer.“ So backe ja wohl auch niemand eine komplizierte Meringuetorte für sich allein. So hat sie im Büro immer wieder tagelangen Ärger freudig heruntergeschluckt für ein einziges Lob vom Chef. So wünschte sie sich bei jeder amüsanten Nachricht in der Zeitung einen, dem sie die lustige Geschichte hätte vorlesen können zum gemeinsamen Lachen.

In dem Wechsel zwischen Putzsucht („weil man sich gerade als einsame Frau nicht verkommen lassen darf“) und Schlamperei („es sieht ja doch

Quelle

keiner“), den Rita M. für ziemlich typisch bei Alleinlebenden hält, hat sie trotzdem manchmal gebacken. Sie nahm den angeschnittenen Kuchen am Montag ins Büro mit und erklärte, der sei von einer fidele Kaffeegesellschaft übriggeblieben. Sie baute so sorgsam an den bunten Bühnenbildern ihrer ausgefüllten Wochenenden, daß sie manchmal Gefahr lief, selber daran zu glauben: Nach sechs Monaten wußte sie nicht mehr, ob sie tatsächlich zur Maibowle eingeladen hatte oder ob dies ein Versatzstück längst vergangener Kontaktstärke war.

Zu Weihnachten und zu ihrem Geburtstag füllten sich ihr Schreibtisch und die Vasen zu Hause mit Blumen. Gladiolen aus dem Treibhaus, drahtgestützte Gerbera, und immer wieder rosa Nelken. Aber Rita M. hatte an der Fleurop-Zuwendung nur ironische Freude. „Nach 20 Jahren in diesem Job weiß man zu gut, daß sich keiner aus der Firma keine Blumen zu schicken traut. Der Strauß auf Spesen ist eine Investition. Damit der Chef von mir hören soll: Übrigens, der Sundo hat auch was geschickt...“

Hingegen hat sie den neidischen kleinen Stachel nicht vergessen, den sie spürte, als sie ihre ebenfalls alleinlebende Schwester zum Geburtstag besuchte, die in einer anderen Stadt wohnt: Da lud der Postbote 20 handgeschriebene Briefe ab. Wie unter Zwang hat Rita M. die Umschläge gezählt.

„Es ist mir heute klar, daß meine Schwester — sie ist von Kindheit an körperbehindert — auch viel dafür getan hat. Im Gegensatz zu mir. Ich war mal die Patentere, mit 20 stand mir die Welt so offen. Ich wollte ins Ausland, weg aus der Enge des elterlichen Kolonialwarenladens, viel Geld verdienen. Na, ich war im Ausland, ich habe gut verdient. Aber ich habe meine ganze Energie in meine Karriere gesteckt — und was hab' ich jetzt davon?“

Ihren Beruf hält die Chefsekretärin Rita M. für besonders geeignet zur Entwicklung der unsichtbaren Einsamkeit. Flüchtig betrachtet, sind die Damen im Vorzimmer meist durchgestylt, beschäftigt und ziemlich unnahbar. Sie haben es zu etwas gebracht; ihr Parfüm ist nicht Sozialmief, sondern

Datum

was Pariserisches. Es ist ein Image auf Pump. Rita M. erzählt, daß manche Unternehmen der Chefsekretärin einen Kleiderzuschuß gewähren, damit sie nur recht edel am Arbeitsplatz wirkt.

Warum sich für die Frau an der Schwelle zum Chef Freundschaften in der Firma so viel schwerer anspinnen als für alle anderen, erklärt Rita M. so: „Wenn ich durch die Firma ging, wurde überall demonstrativ gearbeitet. Die Sekretärin vom Alten gehört in den Augen der Kollegen zum Aufsichtsgremium. Es wird ohne jeden Beweis als sicher angesehen, daß sie petzt.“

Zorn und Wut sind besser als gar keine Emotion

Es wird auch ohne jeden Beweis für sicher gehalten, daß sie einen Dünkel hat. Zum Berufsbild der Sekretärin gehört eine gewisse Amtsanmaßung. Sie wird unter anderem dafür bezahlt, dem Chef die Leute vom Leib zu halten. Nach Ausbildung und Gehalt ist der kaufmännische oder technische Angestellte in der Firma ihr Gleichgestellter. Dennoch wird selbst beim Betriebsfest angenommen, daß nur der Prokurist den Tanz mit ihr eröffnen könne. Und bei der kleinen Geburtstagsfeier im Betrieb werden die Gespräche plötzlich schleppend, wenn die Sekretärin vom Boss auftaucht. Und wenn alle aus Pappbechern trinken — für sie wird ein Glas gespült.

Rückblickend sieht Rita M. ein Vierteljahrhundert Berufsleben als falsch verwendete Hingabefähigkeit und Anpassungsbereitschaft an. Sie war durch Erziehung und Ausbildung darauf getrimmt, einem Gerstenkorn im Auge des Chefs mehr Aufmerksamkeit zu schenken als der eigenen Unterleibsentzündung. Sie hat Männern dreimal täglich den Papierkorb geleert, die schlechter Englisch sprachen als sie.

Die aufmüpfigen Gedanken, die vage Sympathie mit dem Feminismus kamen spät über sie. Erst nach den sogenannten besten Jahren einer Frau. Sie hat den gleichen Prozeß an vielen Kolleginnen beobachtet.

E 586 I 19

4

Quelle

Datum

Deswegen klagt sie zwar darüber, daß für den Mangelberuf der qualifizierten Sekretärin halbseitige Inserate aufgegeben werden mit dem kleingedruckten Zusatz: „Nicht über 40.“ Aber in zynischen Augenblicken kann sie die Chefs verstehen. Nach spätestens 20 Jahren im Beruf ist der Eifer der blinden Selbstaufopferung dahin. Verschlissen. Man kann und weiß zwar viel mehr als mit 20, aber dieses Wissen ist in den hochspezialisierten Konzernbüros oft gar nicht gefragt. Dann drängt die Frage, was für einen selber bleibt, auch bei solchen Frauen in den Vordergrund, die einstmals zur Kritiklosigkeit am Vorgesetzten erzogen waren.

Für gewöhnlich, sagt Rita M., sind Bosse zu ihrer Sekretärin viel liebenswürdiger als zu ihren Mitarbeitern. Es hat bei ihr viele Jahre gedauert, bis sie hinter der Pseudo-Galanterie eine gewisse Herabsetzung begriff. Sie wurde Geschäftsfreunden gern vorgestellt als „die Perle des Betriebs“. Was ja auch das gängige Lob für die Putzfrau ist.

Zu Zeiten hat Rita M. eine „geradezu perverse Glückserfahrung“ gemacht. Die Erfahrung nämlich, daß es sie aufmöbelte, auch am Feierabend unternehmungslustig stimmte, wenn sie Streit mit ihrem Chef gehabt hatte. Zorn und Wut waren besser als gar keine Emotion. Die Reibung schlug Funken in einem totgeglaubten Gefühlshaushalt.

Nach drei Jahrzehnten Alleinleben hat Rita M. ihre Unabhängigkeit soeben aufgegeben. Vor 31 Jahren ist sie vor ihrer Familie geflohen und kehrt jetzt dorthin zurück. Die Eltern sind inzwischen tot. Ihr Häuschen im Vorort steht leer. Im Sommer will Rita M., nach den notwendigen Renovierungsarbeiten, dort einziehen. Zusammen mit ihrer kindergelähmten Schwester. Die Schwester hat viele Freundinnen, sie ist aus der Geburtsstadt nie weggegangen.

Wo Rita M. in ihrem Alter in einer fremdgewordenen Stadt Arbeit in einem Vorzimmer finden soll, weiß sie im Moment noch nicht. Chefsekretärinnen um die 50 sind keine Renner. ■

63

E586I20

5